

Das Herz des Feindes

Vor einem Jahr hat die Geste eines arabischen Vaters aus Dschenin die Menschen bewegt: Er gab die Organe seines von der israelischen Armee erschossenen Sohnes zur Transplantation frei. Die Tat rettete Leben - und schuf Zwietracht.

Als er die Hand seines Sohnes ergreift, 24 Stunden nach den Schüssen der israelischen Armee, weiß Ismail al-Chatib instinktiv, dass es das letzte Mal ist. Da sind zwar diese Schläuche, die aus Ahmeds kindlicher Brust und seinem Mund herausführen und die hier im Krankenhaus von Haifa irgendwelche Ströme aufzeichnen, Kurven, die sich auf Monitoren neben dem Bett heben und senken, blinkende Lichter, die zu versprechen scheinen: Noch ist nicht alles verloren, noch ist irgendwo, irgendwie Leben in seinem Jungen. Aber da ist auch dieser furchtbare Kopfverband, der kaum verhüllt, dass ein Teil des Gesichts weggerissen ist, von der einen Kugel zerfetzt. Und da ist unten am Becken diese andere große, unstillbar blutende Wunde, verursacht von Geschoss Nummer zwei.

Chatib drückt noch einmal die Hand seines Sohnes. Ganz fest. Dann fragt er einen der Oberärzte, die nach seinen privaten Minuten am Bett auf dem Krankenhausaufgang plötzlich neben ihm stehen. "Gibt es Hoffnung?"

Der eine Mediziner schüttelt den Kopf. Der andere hebt hilflos die Schultern, flüstert das schreckliche Wort "Hirntod". Sie fürchten, was jetzt wohl unvermeidlich kommt, auf sie niederprasselt. Was immer kommt in einem solchen tragischen Fall, wenn die Streitkräfte versehentlich einen arabischen Zivilisten töten. Ihr jüdischen Mörder, wird der Vater in seinem Schmerz und in seiner abgrundtiefen Verbitterung rufen, ihr habt mein Kind auf dem Gewissen! Ihr redet in eurer Armeesprache von einer Verkettung unglücklicher Umstände, von Kollateralschäden, von Dingen, die eben passieren im Krieg! Aber die Wahrheit ist doch: Palästinensische Leben zählen für euch nicht, wenn ihr durch unsere Städte Patrouille fahrt und auf alles schießt, was sich bewegt!

Es gab im Westjordanland und im Gaza-Streifen über 200 "targeted killings", von der israelischen Staatsführung angeordnete Liquidierungen mutmaßlicher Terroristen - eine vom Obersten Gerichtshof in Jerusalem gerade genehmigte, aber in jedem Einzelfall zu rechtfertigende Praxis, die in Europa auf Empörung stößt. Daneben haben Menschenrechtler in den vergangenen sechs Jahren 129 "unbeabsichtigte Tötungen" von Palästinensern registriert.

Jede dieser Tragödien wird untersucht, Pauschalvorwürfe an die unter extremem Stress agierenden, ob der Folgen ihrer Einsätze oft verzweifelten Soldaten sind kaum angebracht. Jenseits aller Erklärungsmöglichkeiten und Entschuldigungsgründe aber ist jeder "Fall" ein furchtbares Erdbeben, das Katastrophenwellen auslöst, Verwüstungsspuren hinterlässt: immer neue Tsunamis von Hass.

Einen solchen Zornesausbruch also erwarten die Ärzte von Haifa. Doch diesmal, an diesem 4. November 2005, einem betörend schönen, wolkenlosen Tag im Nahen Osten, ist alles anders. Die israelischen Mediziner erleben ein Wunder.

"Können die Organe meines Sohnes das Leben anderer retten?"

Die Frage trifft die behandelnden Ärzte ins Mark. Ja, sagen sie. Und erkundigen sich dann stockend beim potentiellen Spendervater: Meint er das wirklich so? Hat er irgendwelche Vorbehalte bezüglich der Empfänger? Nur keine Organe an israelische Soldaten, sagt Chatib aus dem Flüchtlingslager Dschenin im Westjordanland, der Hochburg palästinensischer Radikaler. Aber sonst sollten Herz, Nieren, Leber, Lunge an die am meisten Bedürftigen gehen, egal, ob an Muslime, Christen oder Juden. Egal, ob an Palästinenser oder an israelische Staatsbürger.

"Wie lange habe ich noch Zeit bis zur endgültigen Entscheidung?"

Zwölf Stunden, sagen die Mediziner in Haifa - und beten, dass der Vater es sich nicht noch einmal anders überlegt. Erst ruft Chatib nach alter arabischer Sitte das Familienoberhaupt an, seinen älteren Bruder. Er informiert ihn vom Tod Ahmeds, erzählt von seiner Absicht, die Organe zu spenden. Dessen erste Reaktion am Telefon ist Empörung: "Du bist verrückt, erst bringen die Juden deinen Sohn um, dann lässt du die Feinde noch seinen Körper ausschachten." Aber der Bruder will in dieser Stunde der Verzweiflung keinen Familienstreit.

Dann holt sich der gläubige Muslim den Segen seiner Glaubensgemeinschaft. Chatib ruft den Imam seiner Heimatstadt Dschenin an. Der Geistliche hat Bedenken, konsultiert den Großmufti in Jerusalem, von dort geht die Anfrage, ob eine Organspende im Allgemeinen und an Juden im Besonderen "halal" ist, mit den Gesetzen des Koran vereinbar, bis an die Azhar-Universität in Kairo, so etwas wie der sunnitische Vatikan. Kurz vor Ende der Frist kommt die positive Antwort.

Als Letztes kontaktiert Ismail al-Chatib die weltliche Autorität von Dschenin - den Führer der militant antisraelischen Aksa-Märtyrer-Brigaden. Sakaria Subeidi gibt sich großzügig. "Unser Kampf richtet sich nicht gegen das jüdische Volk, sondern gegen die Besatzer", sagt er. Und schlägt dann eine abenteuerliche ideologische Volte: "Diese Organspende auch für Juden ist eine neue Form des Widerstands in unserem bewaffneten Kampf - sie schaltet kommende Gegner aus, denn wer einen arabischen Körperteil in sich trägt, wird keinen Araber mehr töten."

Vater Chatib gibt den Ärzten grünes Licht. Sie bieten ihm an, mit den entnommenen Organen nach Petach Tikva mitzufahren, in die auf Transplantationen spezialisierte Schneider-Kinderklinik; er könne die dort versammelten Empfängerfamilien kennenlernen. Aber das kriegt Chatib nicht fertig. Nimmt stattdessen die körperliche Hülle seines Sohnes zurück ins Palästinensergebiet. Akzeptiert den Transport in einem israelischen Krankenwagen nur bis zum waffenstarrenden Grenzzaun, lässt die Leiche dann für die letzten drei Kilometer umladen, auf einen altersschwachen Traktor eines Nachbarn.

"Wie viele Menschen habt ihr retten können?"

Sechs, richteten die Ärzte dem Vater aus. Das Herz bekam eine Muslimin, ein Drusenmädchen; die Lungen ein Jerusalemer Teenager; die Leber wurde zwischen zwei Juden geteilt; die Nieren erhielten ein fünfjähriger arabischer Beduinenjunge und die dreijährige Tochter einer hebräischen Orthodoxenfamilie. Sechs Menschen, die ohne Transplantation keine Überlebenschance hatten und nun durch Ahmeds Organe hoffen dürfen.

"Gut, dann habe ich sechs neue Kinder", sagt Ismail al-Chatib seiner Frau und seinen verbliebenen fünf eigenen Sprösslingen. Es ist der Tag, an dem sie Ahmed aufgebahrt durch die Straßen seines Viertels und dann zu Grabe tragen. Und in all ihrem unendlichen Schmerz

über den Verlust fühlen sie Trost. Sie hoffen, den Menschen, die durch ihren Sohn ein neues Leben erhielten, "nahe sein zu können"

2. Teil

Seitdem ist ein gutes Jahr vergangen. Wer wissen will, was aus dem Leben der Spenderfamilie und der Empfänger geworden ist, muss einen Trip durch ganz Israel unternehmen: Von seinen nördlichen Hügeln an der libanesischen Grenze, wo das verpflanzte Herz schlägt, bis in den Süden an den Rand der Negev-Wüste, wo in einem Ort hoch über dem Toten Meer eine transplantierte Niere den Wasserhaushalt eines wieder intakten Körpers reguliert; er muss nach Jerusalem fahren, in die umstrittene Heilige Stadt, wo eine eingesetzte Lunge ein Kind wieder frei atmen lässt.



DER SPIEGEL

Es ist eine Reise durch besetzte Gebiete und okkupierte Herzen und Hirne. Zu Menschen, die Freunde der Spenderfamilie wurden und Vorurteile abschütteln konnten; zu anderen, die ihre enge Welt nicht einmal angesichts einer fast übermenschlichen Geste überwinden konnten und von dem Unglück redeten, nun mit einem Araber-Organ belastet zu sein. Die Route entlang Ahmeds zweitem Lebensweg führt durch ein Wechselbad der Gefühle, es ist eine paradiesische Tour an einem Tag, ein Höllenritt am nächsten.

Und natürlich muss diese Reise am Ausgangspunkt beginnen, bei den Chatibs.

Dschenin, Westjordanland, israelischer Checkpoint. Ein grauer Tag Mitte Dezember 2006. Wachtürme, Stacheldraht, drei Meter hohe Zäune, in die sich riesige Sperrriegel schieben. Stundenlang geht es nicht weiter, trotz Anmeldung beim israelischen Oberkommando. Es ist schwer, in den Ort hineinzugelangen; es ist fast unmöglich, aus ihm herauszukommen.

Die Stadt, 80 Kilometer nördlich von Jerusalem in einer fruchtbaren Hügellandschaft über dem Tal des Jordan gelegen, gilt den israelischen Militärs als der palästinensische Alptraum schlechthin. Nirgendwo sonst im Westjordanland werden die Soldaten bei ihren Patrouillen so oft beschossen und mit Steinen beworfen, aus keinem anderen Ort stammen so viele Selbstmordattentäter. Obwohl die Stadt seit 1995 unter der Verwaltung der palästinensischen Autonomiebehörde steht, hat sie Israel de facto okkupiert. Für die Verfechter eines Groß-Israel sowieso eine Selbstverständlichkeit: Der arabische Ort liegt nach ihren Berechnungen über einem noch viel älteren, Ein Gannim, und der ist schon in der Heiligen Schrift erwähnt.

Etwa 35 000 Einwohner leben im "normalen" Dschenin. Doch verwachsen mit der Stadt ist das Flüchtlingslager gleichen Namens, in dem auf dichtgedrängtem Raum 15 000 Menschen eingepfercht hausen, jeder Zweite jünger als 18 Jahre, ausbildungslos, chancenlos.

Endlich öffnet sich der Grenzzaun, nachdem sich die israelischen Wachmannschaften unterschreiben ließen, dass sie "auch im Fall einer Verletzung" nicht zum Eingreifen verpflichtet seien, und auch sonst ist alles "auf eigene Gefahr".

Der Weg vom Checkpoint führt von einem Armenviertel ins nächste. Viele Geschäfte sind geschlossen, die Rollläden auch an den Fenstern der meisten Privathäuser heruntergezogen. Kurz vorher erst haben die israelischen Streitkräfte ihre tägliche Kontrollfahrt gemacht, schwer bewaffnet, Angst verbreitend und auf Terror eingestellt, so wie immer. In den Straßen liegen große Steine. Über die Dächer huschen Schatten. Beim Anstieg ins Viertel der Chatibs werden die Abstände zwischen den Häusern immer enger, unübersichtlicher, verwinkelter. Ungeschützter.

3. Teil

Ismail al-Chatib, 41, empfängt seine Gäste auf offener Straße - und gibt anhand der Örtlichkeiten gleich einen Schnellkurs in Familiengeschichte. Sein schlichtes zweigeschossiges Haus liegt hoch über dem häufig umkämpften Flüchtlingslager. Seine Eltern haben es gebaut, die wie so viele Palästinenser durch den Krieg zwischen Israelis und Arabern 1948 aus ihrem Stammland hierher vertrieben wurden.

Nach dem Sechs-Tage-Krieg 1967 übernahmen die Israelis das Gebiet von den Jordanern. In den ersten Jahren der Besatzungszeit konnten sich Familien wie die Chatibs noch relativ frei bewegen. Haifa war ihr Heimatort; in Haifa hat Ismail Anfang der achtziger Jahre auch seine Ausbildung als Automechaniker gemacht und ist mehrere Jahre, zwischen Dschenin und der Hafenstadt pendelnd, bestens mit seinen jüdischen Kunden ausgekommen. Schließlich machte der Unternehmungslustige in Dschenin eine eigene Werkstatt auf.

Doch dann verschlechterte sich die Lage. Im Flüchtlingslager setzten sich Militante durch, unter den Besatzern die Scharfmacher. Mehrfach wehrte sich Chatib gegen das, was er als "jüdische Schikanen" sah, beteiligte sich am Steinewerfen, wanderte monatelang ins Gefängnis. Seine Kinder, sagt er, habe er immer zum gewaltlosen Widerstand aufgefordert. Auch, nachdem die Israelis seine Autowerkstatt mit Planierrauben dem Erdboden gleichgemacht hatten - sie stand dort, wo heute der Grenzzaun die Menschen trennt.

Am schlimmsten traf es die Stadt im April 2002: "Operation Schutzschild" hieß das israelische Vorgehen bei der Armee; die Palästinenser sprechen bis heute vom "Dschenin-Massaker". Nach Uno-Angaben kamen mindestens 52 Palästinenser ums Leben, davon wohl knapp die Hälfte unbewaffnete Zivilisten. "Die systematische Zerstörung der Häuser im Lager von Dschenin stand eindeutig in keinem Verhältnis zu einem angestrebten militärischen Ziel", urteilte später die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch.

Auch 23 Israelis sind laut Uno bei der Aktion gestorben. Die feindliche Armee hatte das Haus der Chatibs beschlagnahmt und als Beobachtungsposten genutzt. Entwürdigend fand der Hausherr, dass er sich bei der Kontrolle nackt ausziehen musste, dass seine Familie in einen Raum zusammengepfercht wurde und bei jedem Toilettengang um Erlaubnis fragen musste. "Aber ich habe auch die Angst in den Augen der israelischen Soldaten gesehen, einer von diesen völlig überforderten jungen Leuten fing sogar an zu weinen", erzählt Ismail al-Chatib.

Wie konnte Ahmed, der jüngste seiner vier Söhne und damals gerade acht, diese Eindrücke verarbeiten?

Ismail nimmt einen tiefen Zug aus der Zigarette und schweigt. Die Ringe unter seinen Augen sind schwarz und tief. Auch seine Frau Abla, rund und robust, mit ihrem Kopftuch und den abgearbeiteten Händen Typ bodenständige Bäuerin, zuckt nur die Schultern. Natürlich habe der Kleine die Radikalen bewundert, sagt sie. Dieser Subeidi sei sein Idol gewesen, einige Wochen vor seinem Tod habe er dem Bewunderten ein Bild mit einem Herzen gemalt, und selbstverständlich habe Ahmed israelische Panzer gemeinsam mit seinen Schulkameraden schon mal mit Steinen beworfen.

Wie hätten sie ihm das Räuber-und-Gendarm-Spielen, das in Dschenin Araber-gegen-Besitzer-Spielen heißt, denn verbieten sollen? Wie ihn vor jeglicher Verhörung bewahren, da er doch um sich herum nichts anderes sah als Demütigung und Drohung? Da er die Israelis immer nur als Soldaten wahrnahm, als Feinde?

4. Teil

Die Chatibs bitten in ihr Haus, reichen gesüßten Tee, selbstgebackene Plätzchen. Den Gästen soll es nach arabischer Tradition an nichts fehlen. Ihr größtes Zimmer ist ein Schrein für den verstorbenen Sohn, gepflastert mit Erinnerungen: Ahmed mit Gitarre, Ahmed in der Schule, Ahmed beim Schwimmunterricht, das letzte Bild vom Vortag seines Todes. Und dann die neuen Urkunden: In Plymouth, Großbritannien, haben sie eine Schule nach ihm benannt, in La Spezia, Italien, ist dem Vater eine "Auszeichnung für Menschlichkeit" überreicht worden.

Was die Familie aber am meisten freut: Ein italienischer Priester hat sich unter dem Eindruck der Ereignisse bereit erklärt, den beiden älteren Brüdern Ahmeds eine Ausbildung in Europa zu bezahlen und sie bei sich aufzunehmen. "Meine Söhne müssen hier raus, weg von Dschenin und dieser alltäglichen, zermürenden Gewalt - nur dann können sie sich wirklich entwickeln", sagt Vater Chatib.

Wie gern er auch Ahmed einen Neuanfang in einer anderen Welt ermöglicht hätte! Sein elfjähriger Ahmed: Das war der Theater-Fan, der Schauspieler werden wollte oder Astronaut, "irgendetwas, das mich auf der ganzen Welt berühmt macht". Das war der Altkluge, der von Haifa träumte und einmal sagte, wenn er denn zu Lebzeiten die Heimat seiner Großväter nicht sehen könne, so sei er doch sicher, wenigstens dort zu sterben. Der Hilfsbereite, der seine Mutter immer bei der Hausarbeit unterstützte, weil die großen Jungs sich drückten und die beiden Schwestern noch zu klein waren. Auch an jenem verhängnisvollen Tag, als er schon um sechs wach war und mithalf, Tee zu kochen. Ahmed war aufgeregt: Er wollte das Fest Id al-Fitr, mit dem der Fastenmonat Ramadan endet, gebührend feiern.

Die folgenden Stunden haben sich den Eltern so ins Gedächtnis eingebrannt, dass sie davon erzählen müssen, immer wieder, jedes Detail. Wie der Junge seine Festtagskleidung anzog und sagte, er wolle unbedingt noch eine Krawatte kaufen, "heute bin ich ein Bräutigam". Keine Chance, alles hat geschlossen, sagte der Vater. Ich versuch's, sagte Ahmed. Na gut, hier hast du ein bisschen Geld, sagte die Mama.

Pfeifend verschwand der Junge, wollte auf dem Weg noch seinen gleichaltrigen Freund Hitham treffen. Fand ihn, zog mit ihm zum Geschäft. Zugesperrt, wie der Vater sagte. Auf der Straße zündeten einige größere Jungs zur Feier des Tages Feuerwerkskörper, das war vermutlich der Lärm, der eine israelische Patrouille anlockte. Ahmed und einige seiner herbeigeeilten Klassenkameraden spielten lieber Araber und Juden. Hitham hatte ein Plastik-Sturmgewehr und war der böse Besitzer. Ahmed schnappte sich übermütig die Spielzeugwaffe und lief über die Straße - direkt in das Blickfeld der 130 Meter entfernten

israelischen Soldaten. Zwei Schüsse, schnell hintereinander abgefeuert. Und da lag Ahmed: leblos, in einer Blutlache.

"Einen Augenblick dachte ich, er spielt nur tot", berichtete der völlig aufgelöste Freund Hitham. "Aber dann sah ich, wie sein Gehirn auf die Straße ..." Weiter kam er nicht.

Die Untersuchung der Israelis war schnell abgeschlossen. Der Soldat habe korrekt gehandelt, im Bedrohungsfall gelte: kompromissloses Ausschalten des Feindes. Das Spielzeuggewehr sei auf die Distanz nicht von einem echten zu unterscheiden gewesen. Ein bedauerlicher Unfall, der zu keiner Entschuldigung, geschweige denn Entschädigung Anlass gebe.

Woher wussten die Chatibs über die Möglichkeiten einer Organspende so gut Bescheid, wie konnte der Vater im Krankenhaus von Haifa so sicher sein, dass auch seine Frau einverstanden war? Dafür sei eine andere Familientragödie verantwortlich, erzählt Ismail. Sein Bruder Schaukat starb 1983 nach einer längeren Krankheit an Nierenversagen. Eine Transplantation hätte ihn retten können. Doch die Palästinenser warteten vergebens auf einen Spender. "Ich kenne die Qual des Wartens", sagt Ismail.

Nachdem die Ärzte von Haifa die ungewöhnlichen Umstände der Organspende aus Dschenin publik gemacht hatten, sahen sich die Chatibs von Lob überschüttet: Sie wurden im Nahen Osten Berühmtheiten, "für einen Tag oder zwei", wie Abla Chatib im Rückblick sagt. Der damalige Vizepremier (und heutige Ministerpräsident) Ehud Olmert ließ von den Medien ein Telefonat mitschneiden, in dem er der Familie für die "noble Geste" dankte. Andere israelische Politiker sprachen von einer "Brücke zwischen den Konfliktparteien". Der Ausdruck gefiel Ismail Chatib: So, als Akt der Versöhnung und des Friedens, hatte er die Organspende gedacht.

Doch es tat sich nichts, gar nichts in dem ganzen Jahr 2006 für den Frieden: Eher hat sich nach Beobachtung der Chatibs in Dschenin die Gewalt noch verschärft.

Subeidi und seine Märtyrer-Brigaden glauben sich gegen die auch im Westjordanland erstarkende islamistische Hamas weiter radikalisieren zu müssen. Ahmeds Idol steht inzwischen auf der Liste der von Israel Gesuchten ganz vorn, die Geheimdienstler in Tel Aviv halten ihn für den Urheber mehrerer Selbstmordattentate. Subeidi entkam im Juli der israelischen Armee nur knapp, die ihm bei einer Beerdigung in Dschenin auflauerte; seitdem ist er untergetaucht.

Und auch die Besatzer verschärfen nach Ismails Beobachtungen ihre Gangart. Erst vor sechs Wochen wurde erneut ein Mädchen erschossen, ganz in der Nähe der Chatibs, auf der anderen Straßenseite. Wieder so ein Unfall. Vater Chatib hat seine beiden eigenen Töchter im letzten Moment von der Straße ins Haus gezogen, als die Kugeln pfiffen. Der Tod ist eben immer ein Nachbar in Dschenin.

Aber trotz aller Vorbehalte gegenüber den Besatzern: Die Chatibs wollen ihren Sohn nicht durch radikale Palästinensergruppen instrumentalisieren lassen. Ein einziges Propagandaplakat haben sie erlaubt, auf dem die israelischen Soldaten als Tötungsmaschinen ("born to kill") mit dem Konterfei des "spielenden Jungen Ahmed" kombiniert werden.

Manchmal verzweifelt Ismail. Dann denkt der Vater, sein Sohn sei ganz und gar sinnlos gestorben. Dann überwältigt ihn die Enttäuschung, dass zwei der sechs Organempfänger nicht mehr leben - ein Baby sowie eine 58-jährige Frau starben an Komplikationen mit der

transplantierten Leber. So wollte es Gott. Konnte Gott aber auch wollen, dass die beiden lebenden jüdischen Transplantatempfänger und deren Familien sich nicht einmal mit einem Gruß gemeldet haben? Dass sie ihn, den Palästinenser, offensichtlich nicht als Teil ihres neuen Lebens akzeptieren wollen?

Er hat eine Medizin gegen die Verbitterung: die Geschenke, die Ahmed nach dem Tod erhalten hat. Stolz zeigt er auf die Krawatte, die seine Brüder postum für ihn gekauft und mit einem Nagel an der Wand befestigt haben. Genau so ein Glitzerding hätte Ahmed an jenem Morgen gern erstanden, glaubt der Vater. Und dann ist da noch das rosa Herz. Er nimmt es vom Kanapee, betrachtet es durch das Zellophan-Geschenkpapier. Das Herz ist aus Wachs geformt, und auf dem Sockel stehen Worte des Dankes an "meine zweite Familie". Verstohlen wischt sich Ismail eine Träne aus dem Auge. "Das hat uns das Drusenmädchen aus Pekiin zum Jahrestag ihrer Transplantation geschickt", sagt er.

5. Teil

Pekiin im Meron-Gebirge, westlich des Golan und 15 Kilometer Luftlinie von der libanesischen Grenze entfernt, ist ein ganz besonderer Ort. Nicht nur, weil er so pittoresk wie ein Schwalbennest in den nebelverhangenen Hügeln liegt und lediglich über eine abenteuerliche Serpentinstraße erreichbar ist. Sondern auch wegen seiner einmaligen Geschichte.

Hier befindet sich die Höhle, in der sich im zweiten Jahrhundert nach Christus der legendäre Rabbi Simon Ben-Jochai und sein Sohn während des jüdischen Aufstands gegen die Römer 13 Jahre lang versteckt haben sollen. Und hier leben zwei alte Frauen aus der Familie Zinati, deren Wurzeln 2000 Jahre zurückreichen sollen - kaum irgendwo sonst lässt sich eine kontinuierliche jüdische Existenz so lange verfolgen. Pekiin ist traditionell ein Platz für Überlebenskünstler.

Aber die Juden sind hier in der Minderzahl, ebenso wie die Araber und Christen: Drusen prägen das 5000-Seelen-Dorf mit seinen reichen Olivenhainen. Die von einer stolzen Stammesgesellschaft geprägten Schiiten leben auch im Libanon und in Syrien. In Israel stellen die Drusen knapp zwei Prozent der Bevölkerung und gelten als "die unproblematischen Muslime", als loyal zum Staat. Deshalb sind sie - anders als die arabischen Staatsbürger Israels (etwa 15 Prozent) - auch wehrpflichtig.

"Unser Ort gehört zu den ganz wenigen im Land, in denen alle Volksgruppen und Konfessionen friedlich zusammenleben", sagt Riad Gabdan und bittet in sein Haus. Der drahtige kleine Mann, der immer unter Strom zu stehen scheint, arbeitet als Busfahrer bei dem führenden israelischen Transportunternehmen Egged, ein Quasi-Beamten-Job, der ihm auch noch Zeit lässt für seine Rolle als Patriarch. Gabdan ist Chef eines großen Clans, der sich an jedem Nachmittag bei ihm versammelt. Onkel, Neffen und Brüder rauchen auf der mit Kissen ausgelegten Veranda Wasserpfeife; Tanten und Nichten halten einen gemütlichen Schwatz. Im kleinen Garten gackern Hühner, Orangen- und Zitronenbäume tragen pralle Früchte.

Ein Idyll, eine intakte Familie. Doch die Gabdans waren längst nicht immer die glücklichen Pekiin-Menschen. Vor 15 Jahren starb ihr Sohn Samach an einem Herzfehler, den Ärzte nicht behandeln konnten. Als dann 1993 ein Mädchen auf die Welt kam, nannten sie das Kind ebenfalls Samach, "die Glückliche". Schnell stellte sich heraus, dass auch sie unheilbar herzkrank war. Nur eine Transplantation könne hier helfen, sagten die Ärzte vor fünf Jahren.

Dann begann das große Warten, die Agonie. Samach wurde schwach und schwächer. Sie konnte nicht mehr zur Schule gehen, die Treppen zu ihrem Zimmer musste sie hinaufgetragen werden. Strengste Diät verschrieben ihr die Ärzte. Die drei gesunden älteren Geschwister verzichteten deshalb solidarisch ebenfalls auf Süßigkeiten. "In unserem Haus wurde nie mehr gelacht", sagt Mutter Jusra. "Wir alle waren wie lebendig begraben."

Sie trösteten sich mit ihrer Religion, die anders als fast alle Strömungen des Islam die Seelenwanderung verheißt. Als dann die Nachricht aus Haifa kam, packten sie eilig die Sachen. Hievten Samach ins Auto. Fuhren mit zitternden Händen zum Krankenhaus, beteten während der stundenlangen Operation. Betrachteten sich später den Film der Operation, atemlos angesichts des Wunders, als im leergeäumten Brustkorb plötzlich dieser rote Klumpen zu pochen begann. Als ihrer Tochter ein zweites Leben geschenkt wurde.

Das Jahr 2006 war für die Gabdans eine Zeit des höchsten Glücks. Samach vertrug das neue Organ, erholte sich von Woche zu Woche. Heute geht die 13-Jährige regelmäßig zur Schule, kann sogar beim Sportunterricht mitmachen. Vor ihr liegt ein ganz normales Leben. Womöglich sogar mit dem Dienst in der israelischen Armee, der in fünf Jahren anstünde? Vater Gabdan hebt die Hände. "Das werden wir sehen, das warten wir erst einmal ab."

Und dann kommt sie. Ein Teenie, etwas pummelig, mit einem Mondgesicht und Lachfalten-Augen. Sorgfältig zurechtgemacht hat sie sich, mit neuen Jeans, einer schicken Bluse. Sie erzählt, sie sei die beste beim Computerunterricht und wolle Programmiererin werden. Nein, vielleicht doch lieber Kinderärztin. Sie präsentiert auf der Terrasse ihre drei Kanarienvögel, holt sie aus der Eingengtheit des Käfigs, streichelt sie zärtlich, lässt sie fliegen. "Sie mögen ihre Freiheit, aber sie wissen, wo sie hingehören", sagt sie. Ein Nachbarkind zwickt Samach in den Arm; sie springt auf, läuft hinter ihr her, kreischt vor Freude, als sie die Freundin eingeholt hat: ein Ausbund an Lebenslust.

Im Wohnzimmer der Drusenfamilie von Pekiin hängt ein großes Bild von Ahmed. "Es ist so traurig, dass jemand sterben musste, damit sie wiedergeboren werden konnte", sagt die Mutter. "Ich werde den Chatibs ewig dankbar sein, dass sie in der Stunde ihres Leids an das Leid anderer gedacht haben. Diese Familie ist jetzt Teil unserer Familie."

Zweimal schon waren die Chatibs, trotz aller logistischen Schwierigkeiten bei der Ausreise aus Dschenin, zu Besuch im Drusendorf. Drei Monate nach der Transplantation und dann zur Halbjahresfeier im Juni. Die Gabdans hatten das ganze Dorf zu einem Straßenfest eingeladen, es wurde getrunken, gesungen, geweint und gelacht bis tief in die Nacht. Es wurde das Leben zelebriert. Vor allem Vater Raid lief zur großen Form auf, verraten die Alten: Er brachte seine drusische Folklore-Tanztruppe zur Ekstase. "Wir hatten versucht, alle Organempfänger einzuladen", sagt der Familienvorstand. "Leider haben wir nur einen aufreiben können: den Beduinenjungen und seine Familie. Sie sind tatsächlich aus dem fernen Arad gekommen, acht Stunden, mit zweimal Umsteigen im Egged-Bus. Es war uns eine große Ehre."

6. Teil

Arad liegt etwa 20 Kilometer entfernt vom Toten Meer, knapp 45 Kilometer östlich der Negev-Hauptstadt Beerscheba, und ist ein halb geglückter, halb gescheiterter israelischer Traum.

1962 fand sich eine Gruppe junger Idealisten zusammen, Kibbuzniks zumeist und Linke, die einen Idealort in gesunder Umgebung gründen wollten, ohne Umweltverschmutzung, ohne

Verkehr, ohne Lärm. Exklusiv eben. Heute zählt die Wüstenstadt über 30 000 Einwohner und wirkt - sieht man von den gepflegten Blumenbeeten in der Stadtmitte, vom mondänen Künstlerviertel Eschet Lot am Stadtrand ab - wie jede andere israelische Gemeinde dieser Größenordnung: Industrieparks, Allerwelts-Wohnblocks, Supermärkte.

Arad verfügt über ein besonders günstiges Klima für Asthmakranke, weshalb sich hier der berühmte Schriftsteller Amos Oz niedergelassen hat. Arad hat aber auch, von den Wohlhabenden der Stadt weitgehend verborgen, ein Araberproblem. In und um die israelische Traumsiedlung hausen unter wenig erfreulichen Umständen Hunderte Beduinenfamilien.

Ein holpriger, unbeschilderter Feldweg führt vor Arads Ortseingang einen Hügel hinauf. Nach knapp einem Kilometer kommt eine Ansammlung von Zelten und primitiven kleinen Steinhäusern in Sicht. Furra nennen die Araber ihre Nicht-Traum-Siedlung, erbaut im Niemandsland.

Wild gestikulierend läuft ein kleiner Junge auf das fremde Auto zu, er hat gehört, dass heute Gäste von weit her kommen, die seine Familie besuchen wollen. Und vor allem ihn, die Hauptperson. "Ich bin Mohammed", ruft der Sechsjährige mit den schwarzen Wuschellocken und den leuchtend braunen Augen. "Ich habe eine von Ahmeds Nieren gekriegt!" So aufgeregt ist der Kleine, so Hampelmann-lebhaft, dass die Ziegen vor Schreck blökend auseinanderstieben.

Die Familie Kabua gehört zu den rund 160 000 Beduinen, die in Israel leben. Vor der Gründung des Judenstaates, im einstigen Riesenreich der Osmanen, konnten die Wüstenstämme nach Gutdünken umherziehen: im Winter in den wärmeren Süden, im Sommer in die kühleren Berge. Doch in Zeiten nationaler Grenzen, noch dazu in einem Staat, der sein Gebiet vor meist feindlichen Nachbarn schützen muss, ist das Nomadentum dem Aussterben geweiht.

Die Regierungen in Jerusalem haben versucht, die arabischen Beduinen im großen Stil anzusiedeln, in Negev-Städten wie Beerscheba oder auch in Arad. Doch kaum einer, der die Weite der Wüste gewohnt ist, hält es in den zugeteilten engen israelischen Sozialwohnungen aus.

So führen die meisten Beduinen heute ein Leben im Übergang. Sie sind sesshaft geworden, allerdings zu ihren Bedingungen. Häufig an Orten, die vom israelischen Staat nicht als "legal" akzeptiert werden, obwohl sie auf Ödland gebaut sind. Die Behörden tun sich äußerst schwer mit der Anerkennung solcher Wohngemeinschaften und ihrem Anschluss an die Zivilisation - eine auffällige Diskrepanz zu dem über Jahrzehnte vom Staat betriebenen und mitfinanzierten Bau jüdischer Siedlungen im besetzten Westjordanland.

7. Teil

Auch Mohammed lebt "illegal", wie alle in Furra. Vater Raid Kabua, 29, hat seiner Familie ein Häuschen mit vier bescheidenen Zimmern gebaut. Der kräftige Mann, trotz aller Schicksalsschläge seltsam gelassen und heiter, verdient sein Geld als Elektriker. Er repariert Leitungen in Arad, versorgt die jüdischen Städter mit Strom. Doch das Haus der Kabuas selbst ist nicht an das Elektrizitätsnetz angeschlossen. Nachts liefert ein selbstgebastelter Generator flackerndes Licht.

Traditionell heiraten Beduinenmänner häufig mehrere Frauen und zeugen nicht selten 15 Kinder und mehr. Raid aber hat nur einmal geheiratet, und seine drei Kinder sind ihm, wie er sagt, "fürs Erste genug". Mohammed ist der einzige Sohn, die Töchter sind sieben und eineinhalb.

Jetzt, da auch in Israel der Winter beginnt, zieht ein eisiger Wind durch das Haus. Eine Heizung gibt es nicht. Das Leben hier auf dem kahlen Hügel über dem Toten Meer ist voller Entbehrungen. "Und deprimierend war es, als wir einen schwerkranken Sohn zu pflegen hatten", sagt Raid Kabua. Mohammed kam schon mit einer Niereninsuffizienz auf die Welt; als er fünf wurde, verschlechterte sich sein Zustand so dramatisch, dass ihm die Ärzte kaum mehr eine Chance gaben.

Aber die Eltern kämpften um ihr Kind. Dreimal die Woche schleppten sie den Kleinen in ein Jerusalemer Krankenhaus. "Um vier Uhr morgens sind wir aus dem Haus gegangen", erzählt Mutter Feirus im schmucklos weiten schwarzen Beduinenkleid. "Ich habe Mohammed auf meinem Rücken zur Bushaltestelle getragen." Zwei Stunden dauerte die Fahrt, drei Stunden die Blutwäsche. Und dann wieder zurück. Die Ärzte legten dem Jungen einen festen Zugang unterhalb der rechten Schulter. Stolz zieht Mohammed sein T-Shirt hoch und zeigt die Narbe, als handle es sich um den Beleg für eine Heldentat.

Ein halbes Jahr lang ließ Feirus ihren Liebling nicht mehr aus dem Haus. Sie hatte Angst, er könnte sich beim Spielen verletzen, Bakterien seinen Körper endgültig vergiften. Süßigkeiten waren ohnehin tabu. Dennoch verschlechterte sich sein Gesundheitszustand - die Transplantation kam in der Stunde der höchsten Not. Als Mohammed aus der Narkose aufwachte, als die Eltern erzählten, er habe eine neue, gesunde Niere und könne wieder ein normales Leben führen, sagte er nur: "Gott sei Dank." Und: "Eine Schokomilch, bitte."

An der Wand hängt ein Foto der Familie aus Dschenin. Raid Kabua ist gleich nach der Operation auf abenteuerlichen Umwegen ins Westjordanland gereist, um sich zu bedanken. Auch Mohammed hat Ismail und Abla Chatib schon getroffen, beim Fest der drusischen Empfängerfamilie. Er nennt die beiden "Baba" und "Mama", wie seine eigenen Eltern.

"Und nächstes Jahr fahren wir hoffentlich alle nach Jerusalem", sagt der Beduine Raid Kabua zum Abschied. "Leben da nicht sogar zwei mit Ahmeds Organen?"

Endstation Jerusalem. Endstation der Reise zu den Organempfängern. Gott, so heißt es nach einer uralten Überlieferung, warf einen Stein in das große Wasser, und auf diesem Stein entstand sie, die Stadt aller Städte: Mittelpunkt der Menschheit, Bindeglied zu den Überirdischen, Nabel des Universums; Ort eschatologischer Erwartung auf eine Wiederkehr des Erlösers - mit der Gegenwart als bitterer Wartezeit. Den Christen ist diese Stadt heilig, weil hier Gottessohn Jesus predigte, Wunder wirkte, sich dornengekrönt auf seinen Leidens- und Opferweg der Via Dolorosa begab. Den Muslimen ist diese Stadt heilig, weil der Prophet Mohammed vom Felsen des Tempelbergs mit seinem geflügelten Pferd Burak gen Himmel ritt und weil an dieser Stelle heute die Aksa-Moschee steht. Den Juden ist diese Stadt heilig, weil hier König David die Stämme Israels vereinigt hat, Salomo den Tempel für die Bundeslade baute, "Zion, das Haus unseres Lebens".

8. Teil

In Jerusalem ist der Allmächtige stets allgegenwärtig. Gott: ein Ortsgespräch. Aber bekommen ist diese Nähe Jeruschalajim, der "Stadt des Friedens", nur ganz selten. 37-mal

wurde sie belagert, etliche Kriege tobten um sie. Und fast immer ging es für die Enkel des gemeinsamen Urvaters Abraham darum, allein selig machende Lehren zu verkünden, Recht zu haben, Recht zu behalten. "Man hasst hier die Menschen zum Ruhme seines eigenen Gottes", schrieb die schwedische Literaturnobelpreisträgerin Selma Lagerlöf Anfang des 20. Jahrhunderts prophetisch. Anfang des 21. Jahrhunderts ist es noch schlimmer geworden: Man löscht andere Menschen aus, zum "Ruhme" seiner eigenen Religion.

Immer wieder jagen islamistische Selbstmordattentäter Jerusalemer Busse in die Luft; und obwohl die allermeisten der ultraorthodoxen Juden nicht gewaltbereit sind, haben Fanatiker unter ihnen Gläubige in Moscheen mit ihren Uzis niedergemäht, nur weil es Andersgläubige waren. Immer wieder werden am Sabbat in den Vierteln der Ultras Steine auf Autos geworfen, selbst auf Krankenwagen - mechanische Bewegung am heiligen Tag untersagt der Talmud.

"Wenn man über dieses Land ein Dach ziehen würde, wäre es eine geschlossene Anstalt", sagt, verzweifelt über so viel religiöse Intoleranz, der jüdische Autor Gad Granach.

In dieser Stadt also, von einem gemäßigt orthodoxen Bürgermeister regiert, leben die Eltern der Kinder, die es vorgezogen haben, die Spenderfamilie in Dschenin zu ignorieren - oder sie zu kränken.

In die erste Kategorie gehören ein ultraorthodoxes Paar und ihre 15-jährige Tochter, die Ahmeds Lunge erhalten hat. In die zweite Kategorie gehören die Levinsons, deren kleine Tochter Menucha eine Niere bekam. Ihr Vater Jakob sagte in der Nacht der Transplantation einem Reporter des israelischen Fernsehens: "Ach, das Organ kommt von einem Araber? Ich hätte es vorgezogen, wenn der Spender ein Jude gewesen wäre." Und dann noch: "Ich glaube nicht, dass ich diese Leute jemals treffen will."

Wie ist eine so hartherzige Reaktion bei Menschen zu erklären, die an einen barmherzigen Gott glauben, zu ihm täglich und inbrünstig beten?

Drei Kilometer entfernt von der modernen Jerusalemer Neustadt mit ihren Boutiquen und weltoffenen Restaurants kommt eine Abzweigung Richtung Norden. Sie führt einen Hügel hinauf, in ein Viertel namens Ramot Schlomo, in eine andere Welt.

Hier hüllen sich die Frauen in lange Röcke und dichte Wollsocken, die keinen Zentimeter der Haut freigeben. Die meisten, deren Haare unter den Kopftüchern hervorlugen, tragen Perücken: Echtes Haar gilt als verführerisch, und das heißt teuflisch. Auch die Männer gleichförmig, wie geklont: schwarze Mäntel, schwarze breitkrempige Hüte, schwarze Hosen. Ihre Köpfe sind kahlgeschoren, mit Ausnahme der Schläfen, an denen das Haar in langen Locken herabhängt. Und die Straßen wimmeln von Kindern.

Ramot Schlomo ist eines der Jerusalemer Viertel, in denen fast ausschließlich orthodoxe Juden leben. Mea Shearim, das bekannteste, liegt nahe der Altstadt und wirkt auch heute noch wie ein osteuropäisches "Schtetl". Es ist mehr als 130 Jahre alt. Ramot Schlomo wurde gerade mal vor einem Jahrzehnt gebaut. Die adretten Häuser mit ihren Sandsteinverkleidungen gleichen sich bis ins Detail, wirken so genormt wie ihre Bewohner. Hier gibt es keinen Raum für Individualisten, soll es keinen geben.

Bis ins kleinste Detail bestimmt die Religion das Leben, interpretiert von dazu ausersehenen Geistlichen. Ari Abraham Smadja heißt der Chef-Rabbiner von Ramot Schlomo, zu Hause in einem der Baukasten Häuser, ein furchtgebietender, gerechter und selbstgerechter Mann.

"Wir Ultraorthodoxen haben uns in der Geschichte immer bedroht gefühlt. Natürlich war alles Säkulare, und damit auch der Zionismus, eine solche Gefahr", sagt der Chef-Geistliche. Deshalb würden bis heute die meisten Ultras - gut fünf Prozent der israelischen Juden - den Staat nicht anerkennen und keinen Wehrdienst leisten: Erst der Messias könne bei seiner Rückkehr auf Erden ein solches Reich ausrufen.

Der Rabbi weiß, dass ihm und den Gleichgesinnten der Wind des Wandels stürmischer denn je ins Gesicht weht: Das Land ist polarisiert. Noch nie wohl war der Graben in der israelischen Gesellschaft zwischen Säkularen und Gläubigen so tief, klafften "Halacha", das religiöse Gesetz des Judentums, und die Praxis des täglichen Lebens in Israel so weit auseinander. Gerade weil das so ist, klammern sich die Ultraorthodoxen umso verzweifelter aneinander, sperren fremde Einflüsse aus. Jedes Fremdorgan: ein Feind.

Transplantationen sind unter Ultrareligiösen höchst umstritten. Jeder verstorbene Körper soll nach dem Wortlaut der heiligen Vorschriften "vollständig" begraben werden. Krankheiten gelten bei der Brautschau als "wertmindernd". Da die Gemeinde nur untereinander heiratet, schmälert eine verpflanzte Niere die Aussichten einer potentiellen Braut - vielleicht ein Grund dafür, dass die Familie mit der Teenager-Tochter anonym bleiben und die Geschichte ihrer Transplantation geheim halten will. "Man muss ja an die Zukunft denken", sagt der Rabbi.

Aber heißt es im Talmud nicht auch: Wer immer ein Menschenleben rettet, hat damit gleichsam eine ganze Welt gerettet? Ist mithin nicht die Dankbarkeit gegenüber den Organspendern das oberste Gebot für die Gläubigen?

Rabbi Smadja wägt seine Worte sorgfältig. "Ja, dafür spricht manches", sagt er. Und die abfälligen Bemerkungen der anderen orthodoxen Familie gegenüber diesen "bewundernswerten arabischen Eltern", die gefallen ihm ganz und gar nicht. Sie würden ein falsches Licht auf seine Gemeinde werfen. "Die Menschen müssen ihrem Ober-Rabbiner folgen, dafür werde ich sorgen", sagt der bärtige Mann mit donnernder Stimme. Und so kommt es, nach Wochen der Ablehnung aller Anträge und vergeblicher Versuche über einen Freundeskreis, doch noch zu einem Treffen mit der ultraorthodoxen Familie Levinson.

9. Teil

Wenige hundert Meter entfernt vom Domizil des Rabbiners leben acht Menschen auf 70 Quadratmetern: Vater Jakob, Mutter Tova, sechs Kinder zwischen einem und 13 Jahren. An den Wänden hängen Fotos berühmter Rabbiner, in einer Ecke stehen zwei Regale mit Ausgaben des Talmud und verschiedene Gebetsschriften. Andere Bücher gibt es nicht, auch keinen Fernseher.

Jakob Levinson, 40, spricht leise, seine Stimme ist brüchig, oft macht er lange, hilflose Pausen. Er ist es nicht gewohnt, mit Menschen zu reden, die nicht seinem Kreis angehören. Dabei ist er herumgekommen. Jakob Levinson ist der Sohn eines in Amerika geborenen Rabbiners, der Gemeinden in den USA, Südafrika und England vorstand; mit seinem Vater bereiste er viele Länder, beschränkte aber seine Kontakte auf Ultraorthodoxe. Er lernte Koch,

arbeitete in einem Jerusalemer Altenheim, "dort gab es auch Araber, und mit denen bin ich gut ausgekommen"; vor zwei Monaten wurde er arbeitslos und schlägt sich jetzt mit Gelegenheitsjobs durch. Zu Hause kocht er nur koschere Gerichte. Die Levinsons achten peinlich genau darauf, dass nichts Unzulässiges gemischt wird, Fleisch- und Milchspeisen beispielsweise. Am Samstag darf der "mechanische" Herd nicht angeworfen werden - so sagen es die Religionsgesetze.

Tochter Menucha, Empfängerin der palästinensischen Niere, beobachtet mit großen, ernsten Augen die Umwelt. Ängstlich wirkt die Vierjährige, als sei ihr selbst der Hauch eines Lächelns untersagt. "Menucha" bedeutet "Ruhe"; die Levinsons haben ihr den Namen gegeben, weil ihr Geburtstag auf einen Sabbat fiel, den jüdischen Ruhetag.

Als die Kleine zwei war, erzählt der Vater, sei sie plötzlich sehr krank geworden. Ihr Zustand habe sich permanent verschlechtert, Menucha kam auf die Intensivstation, Nierenversagen. Und dann musste sie zur Dialyse. Im Krankenhaus Scharei Zedek trafen die Levinsons mehrfach auf eine arabische Familie, deren Junge unter denselben Symptomen litt: die Kabuas aus dem Beduinendorf bei Arad. Man habe damals einige Worte gewechselt. Und sich im Schneider-Hospital bei der Transplantation wiedergesehen - der kleine Mohammed hatte ja Ahmeds andere Niere verpflanzt bekommen.

Kein Kontakt mehr? Nein, sagt Levinson. Warum nicht? Und warum diese schrecklichen Worte über den "falschen", weil palästinensischen Spender?

Der Hausherr zögert, wirft einen hilflosen Blick auf die Ahnengalerie der Groß-Rabbiner, als erwartete er von denen Beistand. "Alles ein Missverständnis", sagt er schließlich. "Unsere Tochter war noch im OP-Saal, und wir saßen auf dem Krankenhausgang, furchtbar nervös. Da lief in den Nachrichten gerade die Geschichte, dass der Spender ein Palästinenser sei, und plötzlich hielt mir ein Reporter sein Mikrofon unter die Nase ..."

Nach der Ausstrahlung des Interviews hagelte es beim Sender wütende Anrufe. Die Vorwürfe waren immer dieselben, und sie kamen aus dem säkularen Israel: Wie kann ein Vater, dessen Kind durch die großzügige Geste eines anderen Menschen vor dem sicheren Tod gerettet wird, nur so undankbar sein? Wie beschränkt muss jemand sein, in dieser Stunde des Glücks das Trennende zu betonen? Jakob und Tova Levinson würden die Kontroverse über ihre Äußerungen am liebsten aus der Welt schaffen - jetzt, da ihre Tochter endgültig genesen ist. "Wir sind den palästinensischen Spendern dankbar", sagt Mutter Tova, während ihr Mann heftig nickt. Aber ernsthaft etwas mit den Chatibs zu tun haben, das wollen sie dann auch nicht. Sie mögen dankbar auf Distanz sein, nach ihrer Art, abstrakt. Um das zu ändern, bedürfte es wohl einer Persönlichkeitstransplantation. "Ein Treffen wäre schwer zu arrangieren", sagt Vater Jakob. "Aber schreiben könnten wir jetzt eigentlich mal, nach über einem Jahr. Sollen wir das auf Hebräisch, auf Englisch? Und haben Sie die Adresse - wie heißt die Familie noch mal?"

In Dschenin freuen sich die Chatibs über die Grußbotschaften und Geschenke ihrer neuen "muslimischen Kinder" - und warten weiter auf ein Lebenszeichen von den "anderen". Einmal in der Woche gehen Ismail und Abla zum Grab ihres Sohnes und beten. Ihr Ahmed liegt auf dem "Märtyrerfriedhof" am Ortsrand, wo alle begraben sind, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Der "Märtyrerfriedhof" ist inzwischen weitaus größer als der andere Friedhofsteil, wo jene ihre letzte Ruhe gefunden haben, die eines natürlichen Todes gestorben sind.

Ahmeds ehemalige Schulkameraden kommen fast täglich hierher. Sie haben keinen anderen Spielplatz, und vor den Gräbern, auf der noch nicht erschlossenen Fläche, lässt es sich gut kicken. Hitham ist immer dabei, der Junge mit dem Spielzeug-Sturmgewehr, aber er hat es längst gegen einen Lederball eingetauscht. Jassir, den Ahmed mal auf dem Rücken in die Schule getragen hat, als er eine Fußverletzung hatte, Husni, der immer mit ihm herumalberte. Manchmal setzen sie sich ans Grab und erzählen ihrem verstorbenen Freund, wie unmöglich die Lehrer gerade wieder waren. Oder sie berichten vom großen und kleinen Krieg gegen "die israelischen Feinde".

Keinen Meter rechts von Ahmed liegt ein "Märtyrer"-Grab der anderen Kategorie: Da sind die Überreste des jungen Mannes bestattet, der in Haifa vorvergangenes Jahr mit seinem Sprengstoffgürtel in einem Café sechs Menschen in die Luft jagte.

aus: DER SPIEGEL 52/2006